

Heribert Haberhausen



ERINNERUNG IST
Zuversicht

TROSTGESCHICHTEN

Das Schönste,
das ein Mensch hinterlassen kann,
ist, dass man lächelt,
wenn man sich seiner erinnert.

Theodor Fontane

Heribert Haberhausen

ERINNERUNG IST
Zuversicht

TROSTGESCHICHTEN



Butzon & Bercker

Nur zu Besuch

Im 19. Jahrhundert lebte in Polen ein bekannter jüdischer Rabbi mit Namen Hofetz Chaim. Zu ihm kam eines Tages ein Besucher, um einen Rat von ihm zu erbitten. Als der Mann sah, dass die Wohnung des Rabbi aus einem winzigen Zimmer bestand, in dem sich nur eine Bank, ein Tisch mit Stuhl und viele Bücher befanden, fragte er den Rabbi verwundert: „Meister, wo haben Sie Ihre Möbel und den Hausrat?“ – „Wo haben Sie Ihre?“, erwiderte der Rabbi. „Meine?“, fragte der verblüffte Fremde, „ich bin doch nur zu Besuch hier. Ich bin doch nur auf der Durchreise!“ – „Ich auch!“, sagte Hofetz Chaim.

Überliefert

Ein Wort zuvor

„Wir Menschen sind auf der Durchreise“, sagen eigentlich alle Kulturen und Religionen. Mit großer Sachkenntnis beweist Heribert Haberhausen, dass alle unterschiedlichen Bräuche zur Verabschiedung eines Menschen in die Aussage münden: Der Tod ist nur der Übergang in ein anderes Dasein; die Toten sind uns nur ein Stück voraus. Darum wird ein Weinen und Trauern auf Dauer den Verstorbenen nicht gerecht, weil sie auf der Reise in eine bessere Welt sind. So fallen oft Abschiedsfeiern in anderen Kulturen bunt, laut und fröhlich aus.

Der Autor bringt wunderbare Naturvergleiche, die diese positive Grundstimmung belegen: Der Regentropfen verdunstet auf dem Blatt einer Sonnenblume in sein neues Dasein hinein. – Ein Schmetterling schlüpft aus einem scheinbar leblosen Kokon, um nicht mehr schmerzgekrümmt auf Stummelfüßen wie eine Raupe unterwegs zu sein, sondern erhebt sich in die Lüfte und bewegt sich schwebend über Hecken und Abgründe. – Oder der Regenbogen spannt sich als Brücke vom Leben und vom Tod in die jenseitige Welt.

Aber auch Weisheiten aus dem Alltag werden mit dem „3. Auge“, das hinter die Wirklichkeiten der Welt sieht, auf eine andere Ebene gehoben: Unser Leben verläuft wie das

Auf und Ab auf einer Schaukel – wir sind in den Höhen und Tiefen von den Seilen Gottes gehalten. Wenn wir schließlich herunterfallen, dann nur in Gottes Hand. – Oder wie kann ein Filmregisseur symbolisch Tod und Leben einfangen? Die dunklen Wolken am Himmel, von dem die Regentropfen wie Tränen der Hinterbliebenen auf die Erde fallen und dann das Frühlingsbild, das neue Leben mit Narzissen und Krokussen, mit hellem Vogelgezwitscher und Federwolken am Himmel!

*Alles in Kurzgeschichten,
die in Zeiten der Trauer Trost spenden
und Erinnerungen
an den geliebten Verstorbenen
behutsam ins Licht der christlichen
Auferstehungshoffnung stellen.*

Willi Hoffsummer



Der Kreislauf des Lebens



Ich bin gehalten

Der Maler Johann Hofer, der lange Zeit für den Film und später für das Fernsehen arbeitete, bekam einmal, nachdem er sich als freier Künstler niedergelassen hatte, von einem reichen Fabrikanten den Auftrag, das Leben in einem Gemälde darzustellen. Er sollte ausdrücken, was er mit dem Tod verbindet. Johann Hofer nahm an und versprach, ein diesbezügliches Werk binnen einer Woche zu fertigen. Als nach Ablauf der gesetzten Frist der Fabrikant sich wieder bei dem Künstler meldete, war er gespannt, was denn auf der Leinwand zu sehen sei. Vielleicht hatte Johann Hofer einen Baum als Lebensbaum oder einen Weg als Lebensweg oder gar Wasser als Ursprung und Quelle allen Lebens gemalt.

Der Künstler führte den Fabrikanten in sein Atelier. Auf der Staffelei stand ein Ölgemälde. Die Verwunderung des Auftraggebers über das Dargestellte war groß. Er starrte lange auf das Bild. Seine Augen schienen zu fragen: „Das soll Leben symbolisieren?“ Der Künstler nickte; und dann, als hätte er die Gedanken des Mannes erraten, erklärte er: „Ja, eine Schaukel! Sie versinnbildlicht für mich am besten das Leben!“

Und er zeigte auf eine Schaukel, die nicht starr nach unten hing, sondern Anlauf nahm zum Aufschwung. Er

fürhte dann aus: „Sitzten Kinder oder Verliebte darauf, ist sie ständig in Bewegung wie alles Leben. Ihr Prinzip ist das Auf und Ab, gleich den Höhen und Tiefen, die in jedem Dasein vorkommen.“

Nach einer Pause setzte er hinzu: „Wenn man es sehen will, hat das Leben mehr Höhen als Tiefen.“

Er schwieg einen Moment und meinte dann mit fester Stimme: „Aber auch wenn ich ein Tief durchmache, habe ich die Gewissheit, dass ich gehalten werde.“

„Und was“, fragte der Fabrikant, „hat das mit dem Tod zu tun?“

Der Künstler sah ihn verständnislos an und beantwortete dann die Frage: „Ich bin mir sicher, dass ich gerade in der schwersten Stunde meines Lebens, der Sterbestunde, gehalten werde, in Gottes Händen bin.“

Es gibt keinen Tod

Winterzeit: Zeit auf den Friedhof zu gehen, der Toten zu gedenken, für die Verstorbenen zu beten.

Ich bin mit meinem Vater zum Grab seiner Mutter, meiner Großmutter, gegangen. Wir haben weiße Blumen in die Kupfervase, brennende Kerzen zur Winterheide gestellt, die dunkle Welt etwas heller gemacht. Der Boden war gefroren, Stauden waren verwelkt, die Bäume kahl.



Schwarze Äste ragten in den grauen Himmel, der sich wie ein Totentuch über die Erde breitete.

„Die Menschen“, sagte ich zu meinem Vater auf dem Heimweg, „denken in dieser Zeit oft an den Tod.“

„Ihn gibt es nur für uns Menschen, nicht für Gott, nicht für seine Schöpfung“, erwiderte mein Vater.

Ich sah ihn überrascht an, blickte in die Welt, die mich umgab. Es fing an zu schneien. Mein Vater streckte seine Hand aus, auf die Flocken fielen. Er hielt sie mir entgegen und sagte: „Ich kann einen lebendigen Gott zu jeder Jahreszeit sehen, jede ist stets voll Leben. Es zeigt sich offensichtlicher im Frühling, wenn alles sprießt, keimt und wächst, im Sommer, wenn alles reift, blüht und gedeiht, im Herbst, wenn alles vergeht, verwelkt und vertrocknet.“

„Und jetzt?“, dachte ich, sagte aber nichts. Als hätte mein Vater meine Gedanken erraten, fuhr er fort: „Auch jetzt erzählt dir alles um dich herum von der Schönheit der Schöpfung, von überquellendem Leben. Betrachte diese Schneeflocke! Sie ist ein Meisterwerk. Jede ist ein sechseckiges Prisma, und dennoch gleicht keine der anderen; nur fünf Millimeter groß, und doch besteht jede aus zehn Millionen winziger Eiskristalle. Sie sind kleine Spiegel, die das Licht der Sonne reflektieren. So schön, dass sie dich blenden. Du siehst sie überall: in den Kristallen des Schnees, der Eiszapfen und dem Gefrorenen. Die Welt funkelt schöner als in den anderen Jahreszeiten. Wenn das

Schneien anhält, siehst du bald eine wunderbare Winterwelt, bizarre, glitzernde Landschaften.“

Mein Vater legte seine Hand auf meine Schulter. Wir gingen eine Zeit lang schweigend nebeneinanderher, in Gedanken versunken.

Plötzlich begeisterte sich mein Vater von Neuem: „Es ist die Zeit, in der wir Menschen besonders aktiv sind und nicht müde und träge in der Sonne liegen. Männer, Frauen, Kinder, selbst alte Leute zieht es hinaus in die Winterwelt, um ihren Zauber zu erleben, zu genießen. Wir bauen Schneemänner oder Schneefrauen, erfreuen uns an lustigen Schneeballschlachten. Der Winter beglückt unsere Herzen durch eine Fülle von Aktivitäten: durch Schlittenfahrten, Eislaufen, Skitouren, durch Stapfen im Neuschnee, Wandern durch den Winterwald, Schliddern über Eisflächen. Eine Zeit, in der uns Gott so viel Freude schenkt, ist keine tote Zeit, nein, sie erfüllt uns mit Leben, indem sie uns Lebensfreude schenkt.“

Er legte beide Hände auf meine Schultern. Wir drehten uns im Kreis und gingen dann weiter. Mit ruhiger Stimme, tief bewegt, sagte mein Vater ganz ohne Pathos: „Im Winter trägt die Welt ein weißes Kleid, ein weißes, wie eine Braut. Wie die Braut ist auch die Erde bereit, neues Leben hervorzubringen. Diese Geburt vollzieht sich im Frühling. Der unendliche Kreislauf von Werden und Vergehen beginnt. So erleben wir es auch, wenn wir sterben. Der



Kreislauf von Vergehen und Werden beginnt. Im Augenblick des Todes macht der Einzelne einen großen Schritt, einen Schritt in eine andere Welt, in eine lebendige Welt, in ein schöneres Leben, voller Harmonie, Zufriedenheit, Glückseligkeit. Es gibt kein Ende des Lebens. Davon bin ich überzeugt. Gott lebt ewig, so wie wir, seine Geschöpfe, seine Schöpfung. Das sagt mir mein Glaube.“

Das Leben geht weiter

Ich sitze im Bus. Es ist noch früh. José stellt wie immer den Ständer mit den Ansichtskarten heraus. Daneben legt er die Zeitschriften, dahinter die Badesachen. Vom Bikini bis zur Luftmatratze, alles Mögliche gibt es bei ihm zu kaufen. Auch Maria zieht die Rollläden von ihrem Gemüselädchen hoch. Ich weiß, gleich wird sie die Stellage herausschieben, auf die sie die Granatäpfel, Pampelmusen, Chilischoten und weiteres Gemüse sortiert. Ich höre sie sagen: „Alles ganz frisch! Heute Morgen geerntet!“ Dabei lacht sie und ihre große Zahnlücke wird sichtbar.

Manuel, der Wirt der kleinen Taverne, rückt die Stühle gerade, die er gestern spät am Abend an die Tische gelehnt hat. Die Tochter trägt das große Schild heraus, auf dem die Sonderangebote stehen. Seit Wochen dieselben. Vor dem kleinen Krämerladen bildet sich wie jeden Morgen

eine Schlange. Die Urlauber holen ihre Brötchen für das Frühstück.

Alles ist mir vertraut, denn drei Wochen wartete ich in dieser Reihe. Mit irgendjemandem, den man vom Strand her kannte, wechselte man belanglose Worte.

„Gehen Sie heute in die Stadt?“

„Nein, heute bleiben wir einmal am Meer, wir wollen so richtig faulenzten. Meiner Frau schmerzen noch die Füße von der gestrigen Wanderung.“

Ich bekam wie jeden Morgen meine vier Brötchen und die Flasche Rotwein, die Antonio stets ohne meine Bestellung aus dem Regal nahm.

Alles wird sein wie immer, nichts verändert sich, jeder geht seiner Wege – die Urlauber wie die Geschäftsleute. Nur ich bin nicht mehr dabei. In wenigen Minuten hält der Bus vor dem Flughafen und das Einchecken für den Rückflug beginnt.

Alles wird sein wie eh und je. Es kümmert keinen, dass ich nicht mehr dabei bin; es sind genügend andere Gäste hier, neue sind gerade gelandet. Maria wird zu einem Neuankömmling sagen: „Alles ganz frisch!“

Ich empfinde Wehmut, denke an den Tod.



Alles in einem Augenblick

Warmer Wind weht über das Ährenfeld. Frank sitzt mit seinem Großvater auf einer Bank. Sie sonnen sich. „Das Jahr“, sagt der Großvater nach einer Weile, „ist wie ein Lebenslauf. Der Frühling ist die Geburt. Leben erwacht überall! Die Frühblüher schieben sich aus dem Boden, die Weidenkätzchen springen auf und das Grün der Bäume sprießt. Der Sommer ist wie das reife Leben. Auf den Feldern gedeiht das Korn und auf den Wiesen blüht der Klee, an den Sträuchern wachsen die Beeren und an den Bäumen hängt das Obst. Lebensfülle überall!“

„Und der Herbst?“, fragt Frank.

„Im Herbst“, erklärt der Großvater, „beginnt das Sterben. Hier fällt ein Blatt und dort. Das Leben atmet noch einmal in Farbenpracht durch; doch der Tod ist schon spürbar.“

„Im Winter“, sagt Frank, „ruht die Natur, scheint leblos, tot zu sein. Die Felder sind abgeerntet, die Laubbäume strecken ihre kahlen Äste in die Luft und die Sträucher zeigen ihre leeren Zweige.“

Der Großvater ist aufgestanden und betrachtet einen kleinen Teil des Ährenfeldes, dann sagt er zu seinem Enkel: „Sieh auf diese Ecke! Eines folgt dem anderen, und doch ist zu jedem Augenblick immer alles zugleich.“

„Wie“, fragt Frank, „können in einem Augenblick Geburt, Leben und Tod sein?“

Der Großvater zeigt auf das Feld. Die meisten Ähren tragen dicke Körner. Sie sind prall und voller Leben wie der Sommer, andere sind dünn, kränkeln wie der Herbst, einige liegen abgeknickt auf dem Boden, tot wie der Winter.

„Ja“, sagt Frank, „Leben, Sterben und Tod sehe ich. Wo aber ist der Frühling, wo die Geburt?“

Da pflückt Großvater eine Ähre, öffnet ein Korn und zeigt Frank den Keim, der das neue Leben bringt.

„Jedes Leben folgt den Gesetzen der Natur. Auch an einem Tag können wir munteres Erwachen, pralle Lebensfülle, wehmütigen Abschiedsschmerz und totenstille Ruhephasen durchleben.“

Lebenslicht

Vergessen sein bedeutet Leben, vergessen sein bedeutet Glück. Das wenigstens glaubt die kleine Kerze und rührt sich nicht in ihrer Ecke. Denn solange man sie nicht beachtet, so lange wird man sie nicht abbrennen, und umso länger kann sie leben.

Umso trauriger ist die kleine Kerze, als eines Morgens Kinderhände sie aufheben. Nun weiß sie, man wird sie anzünden, sie wird vergehen.



Kleine Finger stecken sie in einen Rucksack. Dort liegt sie nun zwischen Wäsche und Wollsocken, Hemden und Hosen. Es dauert nicht lange, da wird der Rucksack aufgehoben und eine endlose Schaukelei beginnt. Nach einer Ewigkeit, so wenigstens erscheint es der kleinen Kerze, wird der Rucksack abgeschnallt und auf den Boden gelegt. Kinderhände räumen ihn aus. Alle Dinge werden herausgenommen, nur die kleine Kerze nicht. Hoffnung keimt in ihr. Vielleicht hat man sie erneut vergessen ... dann wird sie weiterleben können.

Wieder irrt die kleine Kerze, denn als es dämmt, wird sie hervorgeholt und angezündet. In einem Windlicht erhellt sie ein Vorzelt. Dort sitzt das Mädchen mit seinen Eltern und sie schauen hinaus auf die Wellen des Meeres, auf denen sich das Mondlicht spiegelt. Die kleine Kerze sieht die Gesichter der Menschen, die glücklich sind, und sie zittert vor Zufriedenheit über die Freude, die sie verbreitet. Nur weil sie brennt, kann sie sehen, nur weil sie verbrennt, kann sie erleben. Motten fliegen heran, umkreisen sie, als bewunderten die Tiere ihre Schönheit. Die nächtlichen Falter fühlen sich von dem Licht der Kerze so angezogen, dass sie sich fast ihre Fühler versengen.

„Schön ist ein solcher Abend im Kerzenlicht“, hört die Kerze das Mädchen sagen und die Flamme zittert vor Aufregung. Sie spürt, allen schenkt sie große Freude. Das Kind hebt das Windlicht hoch und trägt es hinaus vor das Zelt.

Das Licht der Kerze und der Schein des Mondes mischen sich, verschmelzen für die Ewigkeit in einem Augenblick. Als das Kind den winzigen Stummel wieder auf den Tisch stellt, flackert er heftig.

„Sie verlischt gleich“, hört die kleine Kerze das Mädchen sagen, das nicht weiß, dass sie trotz ihres Todeskampfes, der begonnen hat, froh ist, endlich ihr Leben gelebt zu haben.

Vielleicht eine lange Reise

Der Wind treibt schwere Regenwolken vom Meer her zum Festland, schiebt sie über Wiesen und Wälder, Dörfer und Städte. In einer dicken, schwarzen Wolke hängen viele kleine Tropfen. Einige freuen sich darauf, bald auf die Erde zu fallen, andere wiederum haben Angst davor.

„Dort unten“, haben sie gehört, „ist alles schmutzig. Man fällt in ölige Pfützen oder auf grauen Asphalt, von dem man in tiefe, dunkle Gullys rollt.“ Andere haben vernommen: „Auf der Erde blühen bunte Blumen, die wir tränken, fließen klare Bäche, in denen wir schwimmen.“

Ein kleiner Tropfen erhofft sich ein gutes Schicksal: „Vielleicht“, denkt er, „habe ich eine lange Reise vor mir. Ich falle auf weichen Waldboden, reinige mich im dunklen Erdreich und komme als klarer Tropfen ans helle Licht. Dann



fließe ich vorbei an Bäumen und Feldern, trage Molche und Fische durch die Welt. Zusammen mit Millionen und Abermillionen Tropfen bilde ich irgendwann einen Fluss, auf dem Boote und Schiffe fahren. Alle Flüsse strömen zum Meer.“

„Dort“, denkt der kleine Tropfen, „werde ich riesige Fische und bunte Korallen sehen. Hoffentlich!“

Der Wind bläst noch einmal kräftig. Die Wolken wirbeln durcheinander und der kleine Regentropfen fällt zur Erde. Er landet samtweich auf dem großen, gelben Blütenblatt einer Sonnenblume. Dort schaukelt er eine Weile im Wind, das Blatt wiegt ihn wie eine Mutter ihr Kind. Sonnenstrahlen bahnen sich ihren Weg durch die dünner werdende Wolkendecke und wärmen den kleinen Regentropfen.

„Merkwürdig“, denkt er und fühlt, dass er kleiner und kleiner wird, bis er der Sonne entgegenschwebt, die ihn mit ihrer Wärme ruft.

Eher ein Hochzeitszug

„Künstler sind immer ein wenig exzentrisch“, sagt der Mann zu seiner Nachbarin. „Sie war eine große Malerin. Sie konnte Aquarelle und Ölgemälde, Kreidezeichnungen und Radierungen gleichermaßen gut anfertigen. Sie be-

herrschte eben alle Techniken, und immer waren ihre Bilder voller Ausdruck“, erwidert diese.

„Darum hängt in fast jedem öffentlichen Gebäude der Stadt eines ihrer Werke“, meint der Mann.

„Ich habe sie stets bewundert. Sie konnte Landschaften voller Harmonie zeichnen und bei Personen deren Charaktereigenschaften herausstellen“, sinniert die Nachbarin. Sie flüstert, denn sie will die anderen Trauergäste, die dem Sarg folgen, nicht stören. „Die meisten ihrer Gemälde hat sie verschenkt. Sie hatte ein gutes Herz. Darum hat sich eine so große Trauergemeinde eingefunden. Das bei den ungewöhnlichen Vorschriften.“

„Das ist die Extravaganz der Künstler“, meint der Mann und er reibt sich die Arme, denn er fröstelt ein wenig. Es ist noch kühl in diesen frühen Märztagen. Die dünne Schneedecke knirscht unter seinen Füßen. „Zu bestimmen, dass bei dem Wetter alle Trauergäste in leuchtendem Weiß zu erscheinen haben, ist schon ungewöhnlich.“

Sie alle schreiten hinter einem hellen Sarg her, der sich kaum von der Schneelandschaft abhebt. Die Nachfolgenden erinnern in ihrer Kleidung eher an einen Hochzeitszug als an ein Trauergeleit.

„Unwillkürlich denkt man an das Gemälde von ihr, welches im Rathaus vor dem Trauzimmer hängt“, überlegt die Nachbarin, „das den Tod als eine Vermählung zeigt. Der Mensch wird in Gottes Geheimnis geholt.“



Die Sehnsucht nach dem Mehr

Ein Bauer kam zu dem Einsiedler Huber und klagte ihm sein Leid: „Mein einziger Sohn ist ganz plötzlich gestorben. Ich bin todtraurig. Nicht nur weil ich für meine Feldarbeiten die wertvollste Kraft verloren habe, vielmehr, weil er in so jungen Jahren völlig unerwartet von uns gegangen, gestorben ist.“

Der Weise erhob sich von der Bank, die vor seiner Berg-
hütte stand, legte dem Trauernden seine Hand auf die
Schulter und forderte ihn auf, mit ihm ein paar Schritte
zu gehen. Er tröstete ihn auf dem kurzen Spaziergang mit
den Worten: „Der Verlust eines lieben Menschen schmerzt
immer. Nur in einem hast du Unrecht: wenn du sagst, er
ist gestorben. Der Mensch stirbt nicht!“

Der Bauer sah den Weisen verduzt an. Dieser erklärte
ihm: „Es stimmt! Der Mensch stirbt nicht, nur sein Leib ver-
geht. Was den Menschen aber ausmacht, ist seine Seele.
Die ist sein Ich, der Motor für sein Lieben und Hassen,
sein Freuen und Trauern, seine Menschlichkeit und Un-
menschlichkeit, seine Barmherzigkeit und Unbarmherzig-
keit, seine Güte und Strenge, für all seine Gefühle, seine
Veranlagungen und letztlich seine Handlungen.“

Der Bauer wurde nachdenklich. Der Einsiedler blieb mit ihm vor einer Pfütze stehen. „Betrachte sie!“, bat er ihn. Der Landwirt schaute in die Wasserlache, wusste aber nicht, was es dort zu entdecken gab, das mit dem Tod seines Sohnes zu tun haben sollte. Der Einsiedler nahm sehr wohl den irritierten Blick seines Begleiters wahr. Darum bat er ihn, sich zu ihm auf die Bank zu setzen. Als sie Platz genommen hatten, erklärte er: „Ich möchte dir aus dem Leben der kleinen Wasserlache erzählen.“

Er schaute noch einmal zu ihr hinüber und sagte dann: „Sie liegt dort in einer Kuhle der Almwiese und ist glücklich und zufrieden, freut sich darüber, dass sich so vieles in ihr spiegelt: die Äste des Baumes, die der Wind bewegt; die Wolken, die vorüberziehen; die Vögel, die aus ihr trinken; und über die Sonne, die ihre Strahlen zu ihr schickt. Doch diese Freude währt nicht lange, denn sie spürt plötzlich, dass dies ihr Ende bedeutet. Fortan ist sie todtraurig. Sie weiß nicht, dass sie jetzt die Reise zum Meer antreten wird, die Heimat aller Pfützen, dass ihre heimliche Sehnsucht nach dem Meer, nach dem sich alle Gewässer sehnen, zu dem alle Bäche, Flüsse und Ströme fließen, erfüllt wird. Auch wir Menschen haben diese Sehnsucht nach dem Mehr, das mehr ist als unser irdisches Dasein.“

Dann stand der Meister auf und forderte den Vater auf: „Freu dich für deinen Sohn! Für ihn hat sich diese Sehnsucht erfüllt!“



Was ist der Tod?

„Es ist ein Wetter wie zu einer Beerdigung“, meint Maja, als sie aus dem Fenster schaut und den Regen beobachtet, der seit Tagen anhält. Wasser sammelt sich in den Pfützen.

„Warum“, fragt sie plötzlich und wendet sich ihrer Mutter zu, „verbinden wir Menschen dunkle Wolken und starken Regen mit Tod und Trauer?“

Die Mutter schaut vom Computer auf und meint: „Vielleicht erinnern uns die kalten Regentropfen an die stillen Tränen, die wir um einen geliebten Menschen weinen, wenn er gestorben ist, und die dunklen Wolken an die tiefe Trauer, die wir im Herzen empfinden.“

„Als Tante Katharina, deine Schwester, voriges Jahr gestorben ist, hast du da auch um sie geweint?“

„Natürlich, und der Kummer hielt lange an. Meist wird einem erst viel später bewusst, wie groß der Verlust ist, den man erlitten hat. Erinnerung dich, wie oft habe ich abends mit meiner Schwester telefoniert, manchmal um ihr Wichtiges mitzuteilen, manchmal um über Nichtigkeiten zu plaudern! Plötzlich starrst du auf das Telefon und du sagst dir: ‚Nie mehr wirst du sie anrufen, nie mehr!‘ Du kannst dir nicht vorstellen, wie weh das tut. Es ist ein dumpfer Schmerz.“ Maja schaut ihre Mutter mitleidsvoll an. Darüber hatte sie bisher noch nie nachgedacht. Tante

Katharina war immer nett zu ihr gewesen. Aber eine große Bedeutung hatte sie nicht für sie gehabt. Doch in Mutters Augen sammeln sich Tränen bei der Erinnerung an die Schwester. Ihre Mutter greift zu dem Foto der Verstorbenen, das auf ihrem Schreibtisch steht.

„Unwillkürlich“, sagt sie, „kramt man alte Bilder hervor und erinnert sich an schöne Stunden, die man gemeinsam erlebt hat. Seltsamerweise macht man Aufnahmen meistens nur, wenn man sich freut, wenn es einem gut geht. So ist jedes Foto eine schöne Erinnerung, aber eine schmerzhaft zugleich, denn man weiß: Nichts kann ich wiederholen, kein liebes Wort kann ich ihr mehr sagen. Die Blumen, die ich hin und wieder auf ihr Grab stelle, sind nur ein schwacher Trost für mich selbst. Es ist so, als wollte ich sagen: Ich hätte dir zu Lebzeiten viel mehr Aufmerksamkeit zukommen lassen müssen, viel mehr Liebe schenken können.“ Die Mutter schweigt.

Nach einer Weile fragt Maja: „Was ist der Tod?“

„Irgendwo habe ich einmal einen Vergleich gehört oder gelesen, ein Bild in mir aufgenommen, das mir viel Trost gibt.“

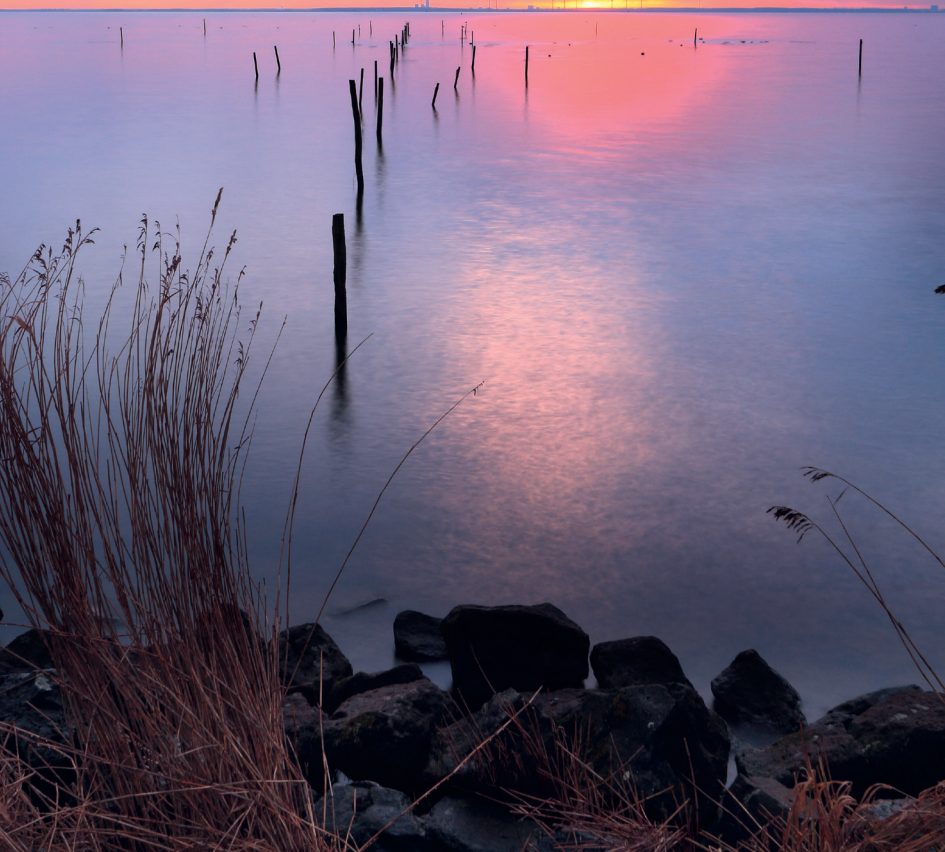
Die Mutter stellt die Fotografie wieder auf den Schreibtisch, dann sagt sie: „Eine Zeit lang kriecht die Raupe über die Erde. Langsam nur bewegt sie sich fort. Oft wird ihr Gewalt angetan. In der dunklen Erde verpuppt sie sich, sie stirbt quasi. Aus diesem leblosen Kokon schlüpft dann der



Schmetterling, erhebt sich von der Erde, schwingt sich auf in den Himmel, schwebt durch die Lüfte, bewegt sich im Sonnenlicht.“



Abschied nehmen



Nie mehr!

Wie sehr hat sich Tim auf diesen Tag gefreut, auf diesen Rosenmontag, der auch sein sechster Geburtstag ist. Zu dieser Rosenmontagsgeburtstagsfeier sind alle Freunde gekommen, verkleidet karnevalsgerecht als Cowboy und Prinzessin, Seemann und Fee, Indianer und Hexe.

Tim geht als Clown. Und er sieht aus wie ein richtiger Zirkusclown mit seinem schwarzen Hut, seiner rot-karierten Jacke und seiner geflickten Hose. Sein Mund reicht bis zu den Ohren und seine Nase leuchtet wie eine reife Tomate.

Auf diesen Tag also hat sich Tim sehr gefreut. Ein Tag, der ihm jedoch viel Leid bringen sollte. Leid, das ihm keiner zufügen wollte.

Unglücklich stolpert der Cowboy und stürzt auf Willi. Der ist sofort tot. Willi ist Tims Hamster, den er über alles liebt. Nun liegt er da und regt sich nicht mehr.

Das Geburtstagskind will tapfer sein, denn es ist ja schon sechs Jahre alt.

Als es aber auf das tote Tierchen schaut, laufen Tränen über seine Wangen. Tim schluchzt. Er denkt an Willi, der jeden Abend über seine Bettdecke getippelt ist, den er gestreichelt und gefüttert hat. Nun liegt er da und bewegt sich nicht mehr.

„Wir kaufen dir morgen einen neuen“, tröstet ihn die Mutter. Aber Tim will keinen anderen. Denn der ist nicht sein Willi, und der wird ihn mit seinen großen, braunen Augen nie mehr ansehen. Nie mehr!

Der kleine Tod

An diesem Morgen wartet Sarah am Strand lange vergebens auf Lara. Aber sie erscheint nicht. Die beiden kennen sich zwar erst seit zwei Wochen, aber sie sind schon dicke Freundinnen.

Sooft sie auch in die Richtung schaut, aus der Lara kommen muss, sie taucht nicht auf. Sarah ist enttäuscht, ist traurig. Lara hätte ihr wenigstens Bescheid geben können, wenn sie etwas anderes vorhat. Eine Freundin lässt man nicht warten. Nicht eine, mit der man so viel Schönes erlebt hat.

„Sie wird sicher gleich um die Ecke biegen“, sagt sie sich immer und immer wieder und wartet. Vergebens! Nach zwei Stunden steht sie auf und schlendert heim.

„Warum bist du schon zurück?“, fragt die Mutter, „und wo ist Lara?“

„Sie ist nicht gekommen!“, jammert Sarah und wirft sich aufs Bett. Die Mutter streichelt ihre Tochter. „Vielleicht“, überlegt die Mitfühlende, „musste sie mit den Eltern weg



oder sie ist krank geworden. Am besten wir gehen zu den Bungalows, wo sie wohnt, und erkundigen uns.“

Die Mutter zieht ein leichtes Kleid über den Badeanzug. Sie fahren auf die andere Seite der Bucht.

„Wie sollen wir Lara finden?“, denkt Sarah. Sie hat ihre Freundin immer zu sich eingeladen, sie nie besucht. Sie weiß nur, Lara wohnt in der Ferienanlage „Soleil“.

„Hallo!“, ruft plötzlich ein Blondschoopf, als die beiden durch die kleine Siedlung fahren. „Sucht ihr Lara?“ Sarah kennt den Jungen, den sie öfter am Strand gesehen hat. Er eilt auf ihren Wagen zu: „Lara ist weg!“

„Weg, was heißt das?“, stottert Sarah.

„Sie ist heute Morgen in größter Eile abgereist. Ich habe gesehen, wie die Eltern die Koffer ins Taxi geladen haben, und dann sind sie losgebraust, vermutlich zum Flughafen. Mehr weiß ich nicht!“

Dann dreht sich der Blondschoopf um und will gehen. Plötzlich bleibt er noch einmal stehen. „Da ist mir noch etwas aufgefallen. Lara saß auf dem Rücksitz. Sie schaute aus dem hinteren Fenster und wollte mir irgendetwas zurufen, da fuhr das Taxi ab. Ich glaube, sie weinte.“

Sarah wischt sich Tränen aus den Augen. „Ich werde sie nie wiedersehen“, schluchzt sie und greift nach der Hand ihrer Mutter. „Ich kenne weder ihren Nachnamen noch ihre Anschrift. Wir wollten die Adressen am Ende des Urlaubs austauschen.“

Sie fahren heim. Schweigend! Sarah setzt sich zusammengekauert in den Lehnstuhl. Sie rührt sich nicht, starrt auf den Fußboden. Tränen fallen immer wieder in ihren Schoß. Nach einer Weile holt sie die ersten Urlaubsfotos aus dem Schrank, die Vater schon ausgedruckt hat. Viele Bilder zeigen die beiden Freundinnen.

„Ach ja“, denkt Sarah, „das war am Anfang unserer Bekanntschaft, da haben wir zusammen am Strand eine Burg gebaut. Dort war unser täglicher Treffpunkt. An diesem Morgen sind wir zu der alten Zitadelle hochgestiegen; es wurde mörderisch heiß in der Mittagszeit! Als wir zurückkamen, hat sich Lara mit ihrer Kleidung ins Meer gestürzt. Sie machte gern verrückte Dinge.

Bei dem Ritt auf einem Esel hat sie dem Tier immer Worte ins Ohr geflüstert, deutsche Worte. ‚Ich bringe einem französischen Esel Deutsch bei‘, hat sie gerufen und ist voll Übermut auf ihm herumgewippt.

Dieses Foto zeigt uns in der Eisdiele. War das ein Vergnügen! An Laras neuntem Geburtstag durften wir so viel Eis essen, wie wir wollten. Und wir haben gefuttert.“ Sie weint hemmungslos.

Die Mutter denkt: „Meine Tochter erlebt gerade, was der Volksmund sagt: Jeder Abschied ist ein kleiner Tod.“



Nicht erwünscht

Ich bin mit ihr gegangen zu den Armen, den Kranken, den Sterbenden. Wir haben zusammen die Kinder auf der Straße und die Alten in ihren Behausungen besucht. Fast fünfzig Jahre waren wir gemeinsam unterwegs, bei unerträglicher Hitze, bei prasselndem Regen, in schönen und schweren Stunden. Seite an Seite haben wir Not gelindert, wo wir es konnten. Wir, das sind die „Schwestern der Nächstenliebe“. Sie war unsere Ordensgründerin. Jetzt ist sie von uns gegangen und ich durfte ihr nicht das letzte Geleit geben. Das schmerzt.

An der Trauerfeier nahmen viele Menschen teil: Königinnen, First Ladies, Minister, sogar Regierungschefs, auch der unseres Landes. Menschen, die zu Lebzeiten nicht einen einzigen Schritt mit ihr gemacht haben. Die von ihrem Wirken nur über die Medien etwas erfahren haben. Denn sie war bekannt: „der Engel der Armen“, der die Welt verändert hat, besonders mein Leben.

Ich bin ihr als Ordensschwester gefolgt. Ich habe auf Mann und Kinder verzichtet, um mich ganz in den Dienst der Bedürftigen zu stellen, um die Sterbenden im Hospiz „Mitfühlendes Herz“ zu pflegen.

Ihr Tod hat mich erschüttert, mehr noch aber traf mich die Nachricht, dass ich bei der Trauerfeier nicht erwünscht

sei, auch nicht meine acht Ordensschwwestern. Wir haben protestiert gegen eine prunkvolle Beerdigung. Ich bin fest davon überzeugt, dass sie nicht im Sinne dieser bescheidenen Frau war.

Die uns ausgeschlossen haben, wissen nicht, dass Gott ohne Dünkel ist. Er macht keinen Unterschied zwischen Bettlern und Königen. Sie wissen nicht, dass Gott anspruchslos ist. Er differenziert nicht nach arm und reich. Und sie wissen nicht, dass Gott farbenblind ist. Er unterscheidet nicht zwischen heller und dunkler Hautfarbe.

Aber sie wusste es und lebte danach, „der Engel der Armen“, Mutter Teresa.

Immer mit uns am Tisch

Die Träger ließen den Sarg herab, der Geistliche sprach tröstende Worte, Angehörige und Freunde warfen Blumen oder Erde ins Grab. Nach einem kurzen Treffen im Gasthaus „Zum Frieden“ – es heißt so, weil es in der Nähe des Friedhofs liegt – sind alle nach Hause gegangen. Die meisten waren sehr wortkarg, hingen ihren Gedanken nach, jeder trauerte auf seine Weise.

„Oma Gütig“, so wurde sie überall genannt, war in ihrer Familie, aber auch bei Nachbarn und Freunden, ja, im ganzen Dorf sehr beliebt. Man schätzte ihr geduldiges Zu-



hören, ihre klugen Ratschläge, ihre aufmunternden Worte. Vor allem aber ihre ausgeglichene Art und ihr immer fröhliches Wesen.

Die Anteilnahme an ihrem Tod war darum sehr groß, die Hinterbliebenen wurden mit Kondolenzgrüßen und Beileidsbekundungen überhäuft, zahlreiche Blumen und Kränze schmückten das Grab.

Zu Hause angekommen geht in der Familie der Verstorbenen jeder einer Beschäftigung nach, um sich abzulenken, auf andere Gedanken zu kommen. Susanne räumt ihr Zimmer auf, dann hockt sie sich mit einem Album aufs Sofa. Ihre Mutter setzt sich zu ihr. Sie betrachten gemeinsam die Fotos. Oma bei ihren Lieblingsbeschäftigungen: in ihrem Ohrensessel beim Stricken, am Esstisch mit einem Puzzle, vor dem Herd beim Kochen. Das machte sie leidenschaftlich gern. Am liebsten nach alten Rezepten ihrer Mutter, die sie auch in ihrer Familie vererbt hat. „Ich kann auch schon zwei“, sagt Susanne. Ihre Mutter nickt.

Sie streifen noch weiter durch das Leben der Verstorbenen, erinnern sich an die Feier zum Siebzigsten, gemeinsame Urlaube, unterhaltsame Ausflüge, waghalsige Unternehmungen und zahlreiche Familientreffen.

Nach einer Stunde klappt Susanne das Album zu. Ihre Mutter sagt zu ihr, und die Stimme klingt gar nicht mehr traurig: „Oma stirbt nie, sie lebt in unseren Herzen weiter.“

„Und in ihren Rezepten“, schmunzelt die Tochter.
„Ja“, meint die Mutter, „sie wird immer mit uns am Tisch sitzen.“

Ewiges Band

Da kommt sie wieder, die kleine Hanna, mit den schwarzen Schleifen in den blonden Zöpfen. Sie geht an allen Werktagen nach Schulschluss um die Mittagszeit zum Grab ihres Vaters, setzt sich auf die schmale Umrandung, nimmt ein Heft aus dem Tornister und schreibt. Hier macht sie jeden Tag ihre Hausaufgaben zusammen mit ihrem Vater, hier auf dem Friedhof, wo er vor einigen Wochen beerdigt wurde.

Bis vor zwei Jahren arbeitete er tagein, tagaus Untertage im Bergbau, bis ein Steinschlag einen Kumpel einquetschte und dem Vater, als er dem Freund zu Hilfe eilte, ein Felsbrocken in den Rücken fiel. Seitdem war er querschnittsgelähmt und saß im Rollstuhl.

Doch für Hanna begann eine wunderschöne Zeit. Sie konnte stundenlang auf dem Schoß ihres Vaters sitzen oder zu seinen Füßen hocken, ihm zuhören, wenn er Geschichten erzählte oder ihr vorlas, mit ihm lachen, wenn er Späße machte, sich helfen lassen, wenn es bei den Hausaufgaben Schwierigkeiten gab, vor allem: in seiner Nähe sein.



Trotz intensiver ärztlicher Bemühungen und vieler Behandlungen starb ihr Vater zwei Jahre nach dem Unfall. Von seinen Schmerzen, die er ganz bestimmt hatte, sagte er seiner Tochter nie etwas, ließ sich nichts anmerken.

Ihr Vater war tot, ein ihr so vertrauter, geliebter Weggefährte. Die Trauer war groß, aber Hanna zerbrach nicht daran, denn sie fand einen Weg, um ihm doch nahe zu sein. Ihr Heimweg von der Schule führte sie nämlich jedes Mal erst zum Friedhof, um am Grab ihres Vaters zu verweilen. Wenn sie dort Platz genommen hatte, erzählte sie ihm von ihren Freuden, Sorgen und Erlebnissen. Bei schönem Wetter fertigte sie hier ihre Hausaufgaben an – mit seiner Hilfe, wie zu seinen Lebzeiten.

Mit dem sicheren Instinkt eines Kindes hat sie das gespürt, was der Apostel Paulus in seinem „Hohelied der Liebe“ schreibt: „Die Liebe hört niemals auf.“ Sie ist das stärkste Band, das Menschen verbindet. Hannas Liebe zu ihrem Vater war über das Leben hinaus lebendig. Sie half ihr, den Kummer zu bewältigen, war das starke Band, durch das sie für immer mit ihm verbunden blieb.

Begegnung im Bus

Ein junger Mann und ein älterer Herr sitzen sich im Bus eine Zeit lang schweigend gegenüber, schauen hin und wieder

gelangweilt aus dem Fenster. Ganz offensichtlich fahren sie diese Strecke nicht zum ersten Mal. Nach einiger Zeit deutet der junge Mann auf den Strauß, den der Senior in den Händen hält, und stellt fest: „Ein wunderschöner Strauß!“

„Für meine Frau!“

„Hat sie Geburtstag?“

„Nein, ich bringe ihr jede Woche einen.“

„Sind Sie schon lange verheiratet?“

„Vor vier Monaten haben wir unsere Rubinhochzeit gefeiert.“

„Rubinhochzeit?“

„Die begeht man nach vierzig Ehejahren.“

„Eine lange Zeit!“

„Eine glückliche Zeit!“

„Ich kenne meine Freundin erst zwei Jahre, seit einem Jahr wohnen wir zusammen.“

„Wollt ihr heiraten?“

„Irgendwann schon.“ Der junge Mann lächelt, nickt mit dem Kopf zur Bestätigung seiner Aussage: „Ich glaube, sie ist die Richtige. Aber es wird noch dauern. Erst muss ich mein Studium abschließen.“ Er schaut sein Gegenüber an, erklärt dann: „Ich studiere Betriebswirtschaft, bin im fünften Semester und möchte einmal die Firma meines Vaters übernehmen.“ Er macht eine Pause, lacht verlegen und meint dann: „Wenn ich ihr einen Antrag mache, werde



ich ihr auch einen Strauß rote Rosen schenken. Auch einen solch schönen. Im Moment habe ich nicht einmal das Geld für ein Sträußchen Vergissmeinnicht.“

„Das wird sie schon nicht.“

„Was meinen Sie?“

„Na, Sie vergessen.“

„Ich hoffe es!“

Nach einer Pause sagt der junge Mann mit fester Stimme: „Ich meine es ernst. Ich hoffe, sie vergisst mich nie, wir trennen uns nie. Ich möchte mit ihr zusammenbleiben, ein Leben lang. Aber ich glaube, das wünscht sich jeder, der verliebt ist.“

„Wünschen schon. Viele haben aber nicht den festen Willen“, meint der ältere Herr. „Eine glückliche Ehe bekommt man nicht zum Nulltarif. Eine Gebrauchsanleitung gibt es auch nicht. Unsere Devise war immer: vieles zusammen machen, Neues ausprobieren, gemeinsame Wege gehen. Das stärkte unsere Verbundenheit. Wir haben oft zusammen gekocht, stundenlang geplaudert oder einen ganzen Abend musiziert.“ Mit einem Lächeln fügt er hinzu: „Meine Frau liebte die Musik über alles.“

Dann sieht er den jungen Mann ernst an und rät ihm: „Entflieht dem Alltag sooft ihr könnt! Wir haben immer wieder größere Wanderungen gemacht, verbunden mit einem ausgiebigen Picknick, einen ganzen Tag im Schwimmbad verbracht oder einen Kurzausflug gebucht,

heute würde man sagen, uns ein Wellnesswochenende gegönnt. Solche gemeinsamen Erlebnisse stärken die Beziehung, vor allem, wenn man sich dabei zum Lachen bringt, Spaß miteinander hat, Freude miteinander teilt. Das Geheimnis jeder guten Ehe ist, morgens aufzustehen und sich zu sagen: Wir verbringen einen schönen Tag, heute einen besonders schönen. Dazu gehören aufmunternde Gesten, liebevolle Aufmerksamkeiten und auch dann und wann ein kleines Geschenk, ganz außerplanmäßig.“

„Die Sonnentage sind immer schön“, wirft der junge Mann ein, „wie aber ist es mit den Regentagen?“

„Es gibt sie, gibt sie in jeder Ehe. Niemand ist perfekt, jeder macht Fehler. Sie und ich, auch meine Frau. Wir sind Konflikten nie aus dem Weg gegangen, keiner musste seinen Ärger herunterschlucken. Wir haben immer darauf geachtet, dass der andere sich Luft verschaffen konnte, sind dabei aber immer respektvoll miteinander umgegangen. Angestauter Frust führt zu einer seelischen Explosion. Die ist nie gut.“

Nach einer Pause stellt er fest: „Viele Ehepaare sagen zu schnell, viel zu schnell: ‚Wir haben uns auseinandergelebt‘, versuchen nicht, wieder zueinanderzufinden. Aber nur dann lebt man in seiner Ehe glücklich.“ Er schmunzelt und grinst: „Die Versöhnung ist doch auch ganz schön.“

„Solch schöne Stunden erlebe ich auch ohne Streit.“

„Noch! – Wenn es einmal die ersten Meinungsver-



Abschied nehmen und den Tod eines geliebten Menschen zu akzeptieren, fällt unendlich schwer. Und doch gehört ein solcher Verlust zum Kreislauf des Lebens. Die Kurzgeschichten in diesem Buch erzählen davon in wunderbaren Naturvergleichen, inspirierenden Weisheiten aus dem Alltag und faszinierenden Bräuchen anderer Kulturen und geben gleichzeitig Worte des Trostes mit auf den Weg. Die Texte zeigen: Der Tod ist nur der Übergang in ein anderes Dasein, in den Höhen und Tiefen unseres Lebens sind wir in Gottes Hand.

Heribert Haberhausen, Jahrgang 1941, Religionspädagoge und freier Journalist, hat Geschichten zu aktuellen und zeitlosen Themen veröffentlicht. Seine Texte sind in zahlreichen Sammlungen zu finden.

BUTZON  BERCKER



9 783766 635587